

# Die Anfänge des Christentums in der Wetterau.

Von Rich. Haupt,  
Preetz (Holstein).

Die Wetterau, im alten heiligen Reiche eine Landschaft von großer Bedeutung, ist ein ausgedehnter Gau, der den Namen hat von dem kleinen Flusse Wetter. Er ergießt sein Wasser von der Höhe des Vogelsberges in die Nidda und weiter gegen Frankfurt hin zum Maine. Sie ist ungemein fruchtbar, von fleißigem, friedlichem Volke bewohnt, von allen Seiten her zugänglich, und so ist ihr Verhängnis geworden, daß von überall her die Gewalten hereindrangen und sie nicht in sich zusammengefaßt ein eigenes Leben hat führen können, während doch die Bevölkerung nach Sitten und Sprache zusammeng gehört und ihr Gepräge bewahrt hat \*).

Als die Römer durch den Pfahlgraben einen weiten Bereich des rechtsrheinischen Germaniens für sich abschlossen, nahmen sie in weit hin-

---

\*) Über die Wetterau hat in kurzer Darstellung keiner schöner und umfassender gehandelt als Erich Jung im anderen Hauptstücke seines Werkes: Abstammung und Erziehung, Leipzig 1927. Selber aus Hanau und Butzbach stammend, nennt er uns mit Stolz auch manche der Großen unseres Schrifttums, von Grimmelshausen an, und Göthe selbst, den Frankfurter, der an der Heimat so fest gehalten und selbst Eigenheiten der Mundart geliebt hat. Aus Hanau waren die Grimme, aus dem Herzen der Landschaft ihr Freund Weigand, in dessen deutschem Wörterbuche überall die Mundart der Wetterau als ein Kern seiner Forschung hervorscheint. Im Gespräche unterließ er es nicht, mit Befriedigung darauf hinzuweisen, wie sie in ihrem Grunde zurückgehe auf das Alt-, nicht das Mittelhochdeutsche. Doch auch ein anderer Zug, nicht eben weniger bemerkenswert, ist in der Geschichte begründet, der jüdische Einschlag auch in die Sprache (— Knaß, Stuß, Zores, achelen!). Zu dem urgermanischen Worte Ätte, gleich Vater, macht Weigand die Bemerkung, daß es von unseren Juden übernommen und deshalb in Verruf gekommen, aber nun auch von ihnen aufgegeben ist. Dem jüdischen Einschlag in unsere Schreibung scheinen wir rettungslos verfallen, dem sich Göthe selbst, natürlich unbewußt, mit Genuß ergab, als er ganz vornehm worden war. Er nahm ja das o e herein, statt ö, deutscher Sprache unvereinbar, aber in Judennamen gibt es kein ä, ö, ü. — Der beste Erzähler aus unserem Volksleben ist der Lindheimer Glaubrecht (Öser), ein anderer ist Traugott (Baist) aus Altenstadt und Ulfa. Friedrich Thudichum aus Büdingen, der berühmte Verfasser der Rechtsgeschichte der Wetterau, wurzelte in seinem ganzen Forschen auf dem, was ihm die Heimat gegeben hatte, von dem Freigericht Kaichen an und der Markverfassung der Deutschen.

ausschweifender Ausbuchtung der Grenzlinie den Kernteil der Wetterau mit herein. Später drangen Alemannen ein; nach ihnen ward hier alles fränkisch. Chlodwig, der gewalttätige Herrscher der Franken, durch Remigius, den Reimser Bischof 496 getauft, ward Herr auch der Wetterau, während das nördlich angrenzende Hessen noch draußen blieb.

Wie die Franken verfahren nach Einverleibung neuer Gebiete in ihren Bereich, das ersehen wir an dem Verfahren Karls des Großen<sup>1)</sup>. Als dieser die heidnischen Sachsen nach langem furchtbarem Ringen mit zum Reiche gebracht hatte und seinen Ordnungen unterwarf, teilte er die Landschaften um Bremen in ihren sieben Gauen so ein, daß er sie in 50 Kirchspiele gliederte; das ergibt siebenmal sieben, nebst der bischöflichen Hauptkirche. Ebenso sind, da er nach 804 auch Nordelbingen, die ursprüngliche Heimat des sächsischen Stammes, hinzufügte, hier deren drei Gaue in der Weise gegliedert worden, daß sich neben dem Hamburger Dome drei Haupt- oder Taufkirchen ergaben, für die je acht oder zehn Kirchspiele. Für jedes einzelne war aber eine Kirche zu errichten, der Priester zu bestellen, seine Wedeme zu schaffen und die Einkünfte zu sichern. Bei der Einführung des Christentums hat hierher Ebbo, Bischof von Reims, seinen Anteil gehabt und von seinem bischöflichen Sitze her Reliquien mitgebracht. So hat die Kirche zu Albersdorf in der Tat jenen hl. Remigius zum Patron erhalten. Von den Kirchen der ersten Zeit steht eine noch da, die Hauptkirche des Gaus der Holsten, zu Schenefeld. Von der in Ditmarschen zu Meldorf, sind wenigstens Grundlagen gefunden, und diese sind merkwürdig dadurch, daß der Bau, nach ihnen zu schließen, umgekehrt orientiert gewesen ist, mit Apsis im Westen, und vor dem östlichen Ende einem Atrium<sup>2)</sup>.

Wir könnten aus späteren Zeiträumen noch mehr Beispiele vorbringen, nach denen, als ein Gebiet dem Christentum zugeführt worden war, sogleich die Einteilung in die Kirchspiele vorgenommen worden ist<sup>3)</sup>. Kirchengebäude, aus solchen Anlässen erwachsen, sind in namhafter Zahl vorhanden.

Wie die Verhältnisse waren in der Wetterau, ehe ihr das Christentum auferlegt worden ist, darüber sind wir durch Georg Wolf (siehe Archiv für hess. Geschichte, Darmstadt 1920) gründlich unterrichtet. In

1) Zu vergleichen R. Haupt, Geschichte und Art der Baukunst in Nordelbingen (6. Bd. der Baudenkmäler Schleswig-Holsteins) Kap. 25.

2) Zu vergleichen A. Kamphausen, in der Zeitschr. für Schleswig-Holstein, Geschichte 1930 S. 213 ff. Dort ist freilich die Missorientierung noch nicht erkannt. Dazu weiter meine Darlegung im 9. Bande 2. Abt. der Flensburger Zeitschrift Nordelbingen, in der man neben dem Grundriß der Meldorfer Kirche auch den der Remigiuskirche zu Büdingen finden wird, nebst einer Ansicht der letzteren.

3) Für Wagrien s. R. Haupt a. a. O. 28, 12 ff. Rügen das. 31, 25.

der Landschaft wohnte eine zahlreiche, fleißige Bevölkerung, friedlich der Bebauung des fruchtbaren Bodens ergeben. Die Wetterau ist keine eigentliche Ebene, wie sich eine solche südlich des Mainstromes weithin ausbreitet, sondern mehrfach von Höhen durchzogen und von Ausläufern der Gebirge, die meist bewaldet sind, zwischen denen sich fruchtbare und milde Täler zum Teile weit hinauf ins Gebirge erstrecken. Von uralten Zeiten her boten breite Wege Verbindungen nach verschiedenen Seiten hin, und über das Innere hatten die Römer in der Zeit ihrer Herrschaft ein förmliches Netz von Straßen gespannt. So handelte es sich um ein wirtschaftlich wohl vorbereitetes Gebiet, auf das die fränkische Herrschaft die Hand legte, es in ihre Ordnungen einfügend. Wie das in Sachsen geschehen ist, haben wir gesehen. Hier wie dort ist das Christentum nicht durch Missionare, und nicht allmählich von bestimmten Ausgangspunkten aus, in das Volk gedrungen, hat nicht wie ein Sauerteig gewirkt oder nach Art der Epidemien sich verbreitet; es ward dem Lande gegeben.

Von Missionaren ist auch wirklich nichts zu vermelden. Freilich hat man als einen solchen den heiligen Kilian nennen wollen, dessen Name im Dorfe Kilianstedten bei Hanau fortlebt; aber daß dieser hier etwas Besonderes noch zu leisten, Boden für Missionstätigkeit gefunden hätte, davon ist nichts zu bemerken. Vielmehr hat er, wenn er, vom Eifer gedrungen, die Botschaft vom Heile unter den Völkern zu verbreiten, ins Land gekommen war, den Boden dafür anderswo suchen müssen; er hat die Schritte weiter nach Osten hin gelenkt und hat wirklich Raum und Gelegenheit erhalten, sein Werk da zu tun. So fand er seinen Tod als Blutzuge zu Würzburg.

Als nachher, unter Karl Martell und Pippin dem Kurzen, Bonifazius, den man mit dem Namen des Apostels der Deutschen beehrt hat, geboren etwa 170 Jahre nach Chlodwigs Tode, in unsere Lande kam, kam er als Beauftragter und ergebener Diener des römischen Bischofs, mit dem bestimmten Ziele, überall dessen Ordnungen und Ansprüche zu vertreten und durchzuführen. Im engeren ward ihm Schauplatz seiner nächsten Tätigkeit besonders das Gebiet auf der Nord- und Ostseite des Vogelsberges. In der Wetterau gab es für ihn weder Kirchen noch Klöster zu gründen; da war alles bereits getan. Wohl aber hat seine wichtigste Gründung, das Kloster zu Fulda, hier schon ein breites und ergiebiges Feld gefunden, sich Besitzungen übertragen zu lassen und zu erwerben, wie von der anderen Seite her auch das Kloster zu Lorsch hier Begüterungen errang. Das war so nicht bloß in der Ebene, sondern auch weit hinauf in den Tälern, gegen das Gebirge hin. Die Namen von Ortschaften sind überaus zahlreich, die uns nur durch Erwähnungen solcher Begüterungen erhalten sind. Die Zeit ist das achte und neunte Jahrhundert. Es mag wohl sein, daß in diesem Raume auch Kapellen angelegt worden sind, vielleicht auch weitere

Kirchen, was auf Teilung bereits eingerichteter Parodien hinauslaufen würde und auf Beeinträchtigung oder Störung getroffener Ordnung; wir wissen davon nichts. Was wir wissen, ist dies, daß das Gebiet christlich geworden war und so seine Kirchen erhalten hatte in dem mit 496 beginnenden Zeitraume. Die nach Anordnung der Machthaber erbauten würden, wenn sie noch erhalten wären, im Bestande der kirchlichen Baukunst die erste Schicht bilden, nach ihren Merkmalen als die altchristliche zu bezeichnen. Selbst der bescheidenste, einfachste Bau ist ein Werk menschlicher Kunst, und es ist gedankenlose Redensart, vom „Entstehen“ der Kirchen zu sprechen. Im Lande gab es die erforderlichen Kräfte noch keineswegs, wohl aber in Gallien und bei denen, von denen die Anordnung zur Erbauung ausging. Es liegt auf der Hand, daß die Durchführung Zeit erfordert haben muß. Doch fehlt es nicht an geschichtlichen Beispielen, nach denen Entsprechendes schleunig und in einem Zuge erfolgt ist. Es gehört dazu nur der leitende Geist und Meister, Wille und Macht.

Die alten Deutschen, wir dürfen sogleich sagen, auch die neuen Deutschen, haben stets, wie zuerst Tacitus bezeugt, ihre Behausungen aus Holz gebaut, das ist aus Fachwerk. In manchen Gegenden des niederen Deutschlands nahm man dabei Rücksicht auf die Richtungen des Himmels; in Oberdeutschland kümmert man sich nicht darum. Kaum, daß man sie kennt. Die Kirchen der ganzen Christenheit sind dagegen ordentlich nach religiöser Vorschrift von Westen nach Osten gestreckt. Heute ist das durchweg so, daß das Ende, an dem der Altar seine Stelle hat, das östliche ist; in der altchristlichen Kunst orientierte man aber vielfach umgekehrt, und dafür gibt es bis ins zehnte Jahrhundert hinein die Beispiele. Auch ist ein Kennzeichen dieser frühesten Periode, daß ein Querschiff, das in manchen Fällen mit angeordnet ist, das Hauptschiff am westlichen Ende kreuzt.

Über die Bauweise selbst hält das allgemeine Vorurteil, das leichtthin vom „Entstehen“ der Kirchen spricht, an der Meinung fest, daß sie in den ersten Zeiten überall nur Holzbauten gewesen seien. Daß das richtig ist, ist niemals und nirgends nachgewiesen. Die Annahme hängt hilflos in der Luft. Man darf vielmehr zuversichtlich versichern, daß für die Kirchen von jeher ebensogut wie heute steinerner Bau üblich und geziemend gewesen ist, wovon es natürlich manche Ausnahmen gegeben hat<sup>4)</sup> und gibt. Als die nordelbischen Sachsen fränkische Herrschaft und das Christentum erhielten, bei denen es Holz die Menge und keinerlei Steinbau gab, wurden aus den Landen jenseits des Rheines kundige Bauleute geschickt. Sie brachten das nötige Werkzeug mit, sogar Fenster mit Verglasung aus Gipsspat stammen daher. Als

4) Die Kapelle von Geismar ist keine. Vgl. zu Aldenburg R. Haupt a. a. O. 75, 3.

Zeuge steht die Kirche zu Schenefeld<sup>5)</sup>. Hier wie zu Meldorf stehen den Nachrichten der Geschichte Merkmale der Bauart zur Seite, erweisend die Zugehörigkeit zur ersten dortigen Schicht.

Sollte ein Ähnliches auch für unser Land gelten, für die Wetterau? Wenn, was wohl anzunehmen ist, auch hier die Bauten in wohlervogener Absicht und auf Dauer berechnet errichtet worden sind, so könnten sich deren einige auf unsere Zeit erhalten haben. Doch es ist davon nichts bekannt. Und die wechselvolle Geschichte der Landschaft macht es wahrscheinlich, daß in ihr die verschiedenen Perioden auch in der Baukunst einander abgelöst haben, das Überwundene allemal auslöschend. Doch überschauen wir einmal das Gebiet!

Nach der vielfach durch gewaltsame Eingriffe unterbrochenen Entwicklung überwiegt weit die Menge der aus den letzten Jahrhunderten stammenden kirchlichen Gebäude. Daneben gibt es auch eine nicht unerhebliche Anzahl von solchen, die aus dem Mittelalter stammen, aus den verschiedenen Perioden der Gotik. Selbst an romanischen Bauten fehlt es nicht ganz, und an solchen, an denen Einzelheiten darauf deuten können, daß sie in der romanischen Zeit, also im 11. oder 12. Jahrhundert, nachträgliche Änderungen erfahren haben könnten.

Aber weit zurück vor diesen allen liegt doch eine, nur eine Landkirche, doch für ein Kirchspiel von nicht geringer Ausdehnung und Bedeutung. Was an ihr im 11. oder 12. Jahrhundert, und dann noch später geändert oder zugefügt worden ist, beeinträchtigt das Wesen des eigentlichen Baues nicht im geringsten. Dieser ist älter, gehört der altchristlichen Zeit an, sowohl nach der Bauart als der Anlage selbst. Daß von der Kirche keine alten Nachrichten zeugen, ja daß sie ins Licht der Geschichte erst seit dem 13. Jahrhundert gebracht ist, kann nicht gegen ihr Vorhandensein geltend gemacht werden. Ihre Stelle ist abseits der belebten Gegenden der Wetterau, da wo das Tal der Semen zwischen den Höhen des Gebirges hereindringt. Es könnte vordem neben ihr noch mehr Kirchen gegeben haben, in deren Zahl sie nichts Auffallendes bedeutete. Jetzt ist diese die einzige ihrer Art, und zwar nicht bloß für dies Land, sondern, soweit man Kunde hat, für das gesamte deutsche Vaterland.

Das ist die St. Remigiuskirche zu Büdingen im Großendorf, ursprüngliche Pfarrkirche der Zent Büdingen, jetzt die Totenkirche genannt. Der Totenhof ist ja bei ihr verblieben, während sonst die Liebfrauenkapelle in ihre Würde eingetreten ist, schon im 15. Jahrh.

Büdingen wird zuerst erwähnt im Jahre 1151 und verdankt die Erwähnung dem Umstande, daß hier der Sitz eines der großen Herrengeschlechter des Reiches war. Daß der Ort schon vorher vorhanden war, kann niemand bezweifeln. Im Munde der Bevölkerung heißt er

5) Über Schenefeld s. R. Haupt a. a. O. 26, 14.

Beueringe, und wenn im 8. Jahrhundert neben anderen klösterlichen Besitzungen auch ein Biringa namhaft ist, so ist das zu beachten. In gleicher Weise wird Larbach genannt; und das heutige Dorf Lorbach liegt hier in nächster Nähe. Im Volke lebt noch eine alte Sage oder Überlieferung, ohne Zweifel nicht gegenstandslose Erfindung, nach der das Kloster Fulda hier Verbindung gehabt hat, Anrechte oder Verpflichtungen: so lange, als auf der alten Pfarrkirche St. Remigii das steinerne Kreuz steht, das den Giebel schmückt, habe Fulda den Bau zu unterhalten. Und der Stolz Büdingens, der große Stadtwald auf der Höhe, an die herangedrängt die Stadt erwachsen ist, hat den Namen des Pfaffenwaldes; er muß demnach fuldisch gewesen sein, ehe der Ort, im 14. Jahrhundert, das Recht der Stadt Gelnhausen erhielt, nach dem hier kein Kloster Besitzungen erwerben oder behalten durfte.

Die Kirche scheint errichtet für ein großes Kirchspiel; dafür spricht ihre Weiträumigkeit. Die nicht wenigen Kapellen, die von ihr ausgegangen sind, sind alle jünger, doch zum Teil schon aus romanischer Zeit.

Der Bau der Pfarrkirche verbindet sich mit dem Andenken jenes hl. Remigius, von dem Chlodwig getauft worden war. Er ist gestorben etwa 522 und danach bald als Heiliger verehrt worden. Die ganz wenigen ihm geweihten Kirchen gehen alle in sehr frühe Zeiträume zurück; nachher scheint seine Verehrung bald zurückgetreten zu sein.

Über die Bauart ist dies zu sagen: Die starken hohen Mauern sind aufgeführt aus Sandsteinen, wie sie sich unfern des Ortes der Verwendung leicht gewinnen ließen, und die Steine sind so ohne viele Bearbeitung verwandt. Die gewaltigen Steinbrüche, die vom 12. Jahrhundert an die herrlichsten Quader lieferten, werden noch nicht in Betrieb gewesen sein. Sie sind in erheblicher Entfernung oben im Tale. Den Kalk zum Mauern hatte man in allernächster Nähe zu gewinnen.

Der Bau ist gegen Westen orientiert. Da war in der Achse des ganzen, durch genügend weiten Rundbögen eröffnet, ein kleiner Altarraum vorgelegt, nur rechteckig. In ihm hatte der Altar selbst nicht Raum, nach allerältester Weise (siehe J. Braun, Der christliche Altar 1, S. 385). Er hatte seinen Platz davor im Inneren, das sich in stattlicher Weite darbot. Denn es ist da sogleich ein großes Querhaus, von Norden nach Süden gestreckt, mit dem Portale inmitten der südlichen Seite, die kleinen rundbogigen Fenster hoch oben in den starken Wänden. Dies Querschiff ist im Innern zweigeschossig eingerichtet, indem es von einer großen Empore eingenommen wird, die dem Raum darunter alles Licht nehmen würde, wenn sie nicht auf eine Strecke aussetzte. Daß eine Emporkirche hier vom ersten Anfange her gewesen ist oder hat sein sollen, bezeugt sich durch die hinaufführende breite steinerne Treppe, die an der nördlichen Wand angelegt ist. Ihr oberer

Lauf ist geführt über zwei merkwürdig gestaltete Bogen: diese greifen, da sie weiter spannen als die Wandungen unter ihnen Raum geben, erheblich über, was auf die sehr alte Zeit deuten kann.

Die Decke des Querhauses hat nichts Ungewöhnliches; sie ist flach, zwischen den Balken ausgestakt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß das von Anfang her so gewesen ist, wegen des darunter befindlichen Emporenraumes. Sonst möchte man wohl erwarten, hier den unverkleideten, offen liegenden Dachstuhl zu finden, wenn der Bau wirklich so uralt sein sollte.

Gegen Osten hin schließt sich der Bau des Langhauses an, ebenso breit, und überhaupt durchaus dem Querhause entsprechend. Hier ist die Decke mit Brettern vernagelt. Das ist aber erst seit dem Jahre 1860 so. Vorher blickte man in den offenen Dachstuhl hinein, in dem die Eulen herumflogen und die Fledermäuse sich anhängten. Den offenen Dachstuhl hat die alte Kirche St. Petri zu Rom gehabt; in Deutschland scheint sich keine ihn erhalten zu haben. Unten im Raume des Schiffes ist zu bemerken, daß in der Scheide gegen das Querhaus hin, wo die Wandungen hereintreten, als hätten sie da einen Triumphbogen tragen sollen, rechts und links, gegen das Langschiff gekehrt, je eine Nische ausgespart ist, in Kniehöhe beginnend, im Rundbogen sich abschließend. Es war also gleich auch auf Nebenaltäre Bedacht genommen, wie denn auch ein Altar für den Raum auf der Empore vorgesehen gewesen sein dürfte. Der Hauptzugang war im Osten; da würde das Atrium gewesen sein.

Was wir hier vorgelegt haben, genügt zunächst zur Bildung eines Urteiles über das Wesentliche dieser alten Kirche. Der Vollständigkeit wegen ist nun noch einiges weiter zu bemerken. In der Zeit, da es nicht nur ungewöhnlich, sondern anstößig erschien, eine Kirche nach Westen gekehrt zu sehen, hat man die Richtung geändert. Die östliche Wand des Schiffes ist durchbrochen worden und es ist nach der Gestaltung des Kämpfers nicht zweifelhaft, daß das bereits in der Zeit geschehen ist, da man im romanischen Stil baute, also wohl im 12. Jahrhundert. Der wirklich ausgeführte Bau des Chores ist jedoch gotisch, einige Jahrhunderte jünger; nicht ganz undenkbar, daß er einen älteren hat ersetzen müssen. Das Langhaus hat seine Türen nördlich und südlich nicht weit vom östlichen Ende. Sie sind so im 13. Jahrhundert angelegt, doch wohl an Stelle älterer Zugänge. Ein anderes Portal, dieses im romanischen Stil, war schon im 11. oder dem folgenden Jahrhundert angelegt worden an der Ostwand des südlichen Kreuzflügels, wogegen damals das alte südliche Portal verschlossen worden sein mag, es ist unkenntlich vermauert worden, so auch das neuere Portal später. Die ganze Wand, in der dieses liegt, ist zugleich neu aufgeführt oder wenigstens neu gestaltet worden, die Arbeit aus den schönsten und edelsten Sandsteinquadern, wie solche nur dem 11. oder

12. Jahrhundert zuzutrauen ist. Unentschieden, ob die Mauer an dieser Stelle nur hat verkleidet werden müssen, oder ob sie, etwa nach einer Beschädigung, ganz neu aufgeführt worden ist. In jedem Falle waren hier die Grundmauern auch später nicht zuverlässig; ein neuerer mächtiger Riß hat sich nachher bald gebildet und spaltet das schöne Mauerwerk.

Welchem Zeitraume nun die Remigiuskirche entstammt, liegt am Tage, aber welchem Jahrhundert zwischen dem fünften und zehnten man sie beizumessen hat, darüber ein Urteil zu gewinnen und es auszusprechen, fehlt es an stichhaltigen Gründen. Folgt man in Ermangelung von solchen einem Gefühle und einer Neigung, der es unangenehm ist, wenn einem Denkmal der Vergangenheit ein besonders hohes Alter zugetraut wird, und zieht in der Zeitfolge alles möglichst herunter, so mag man die Remigiuskirche als einen Bau des romanischen Stils der Zeit um 1000 zuweisen. Das ist für jeden Fall das Sicherste. Immerhin läßt sich die Verschiedenheit der Ansichten wohl dahin vereinigen, daß der noch stehende Bau, stattlich und gut und auf Dauer errichtet, und Merkmale der Altertümlichkeit an sich tragend, überhaupt der erste sein mag, der an dieser Stelle im Lande der Wetterau von den Franken aufgeführt worden ist. Der trockene Niederschlag im Handbuche der deutschen Kunstdenkmäler von Dehio lautet nur so: Die Anlage, mit westlichem Querschiff, scheint für frühe romanische Zeit zu sprechen. Signifikante Kunstformen fehlen.

\*

Es ist durchaus verständlich und natürlich, daß das Vorhandensein einer immerhin eigentümlichen Kirche einer gewissen Richtung der Forschung unbequem geworden ist, und daß man sie, wenn man denn ihr Vorhandensein doch nicht in Abrede stellen kann, der Bedeutsamkeit entkleidet. Das westliche Querhaus läßt sich nicht abstreiten. So ist denn mit vielem Ernste zusammengesucht, was sich von Kirchen mit westlichem Querhause findet oder nachweisen läßt. Da diese sämtlich Stiftskirchen sind, so kann dann die Remigiuskirche im Winkel der Wetterau unmöglich so alt und besonderer Beachtung würdig sein . . . .

Doch ist eine Prüfung der Äußerungen nicht unangemessen und ihre Vorführung.

Vor hundert Jahren herrschte, wie auch heute im ganzen, die „Entstehungs“theorie. Georg Thudichum, in dem das kleine Land den größten Geist verehrt, den es hervorgebracht hat, schrieb 1832: „Der Anbau kam ohne Zweifel das Tal herauf, und da Düdelsheim schon unter Karl dem Großen bestanden hat, könnte das Vorhandensein der Remigiuskirche bis zu jener Zeit hinaufreichen. Ob etwas, und wie viel von dem ersten Bau noch stehe, muß man dahingestellt sein lassen,

aber den Chor ausgenommen ist der jetzige uralt und aus vorysenburgischer Zeit.“ (Diese Zeit liegt vor 1250. Was aber den Anbau betrifft, so hat ihn nicht das Christentum hereingebracht; es haben hier überall in den Zeiten vor aller Geschichte Menschen gewohnt und haben nicht von der Luft gelebt.)

Heinrich Wagner hat 1890 in seinem trefflichen Inventar der Bau-  
denkmäler (Kr. Büdingen) unserer Kirche viel Aufmerksamkeit zuge-  
wandt und eine umfassende Darstellung gewidmet. Vom Alter der  
„kleinen“ (so!) Kirche spricht er mit Zurückhaltung. Er meint, die  
Formen der frühgotischen Türen am Langhause deuten in die Mitte  
des 13. Jahrhunderts und möchten damals in dem „vielleicht 100 Jahre  
älteren“ Bau angebracht sein. Dieser sei in jedem Falle in romanischer  
Zeit errichtet.

Der Niederschlag der Äußerung Wagners in Dehios Handbuche  
(etwa 1911) ist bereits mitgeteilt.

Ganz anders hat 1918 Albrecht Haupt, der Sohn Büdingens, geurteilt  
und seine Ergebnisse in der Zeitschrift Denkmalpflege der gelehrten  
Welt dargeboten. Er hat, nachdem er die Grundlagen des kleinen  
Westchores aufgedeckt hatte, die Annahme einer Herkunft aus den  
allerältesten Zeiten, bis in die der Merowinger hinauf, begründet. Im  
Osten, wo der gotische Chor ist, war das Atrium.

Dagegen hat sich wieder (nach 1928) H. Walbe, der hessen-darm-  
städtische Denkmalpfleger, ziemlich entschieden gewandt und vor allem  
nachzuweisen gesucht, daß es sich doch gar nicht um etwas so Be-  
sonderes handle. Die Frage mußte ihn als den Denkmalpfleger  
besonders angehen. So hat er auch sorgfältig am Bau selber neue recht  
eingehende Untersuchungen angestellt. Die Ergebnisse sind ihm nun  
folgende:

1. Daß der Dachstuhl bis 1860 offen gelegen hat, ist bedeutungslos.  
Dieser selbst wird erst der Zeit der Gotik zugeteilt, und daß man ihn  
damals nicht verkleidet hatte, war nur eine Abweichung von dem  
Üblichen und Gebotenen, um die man sich nicht zu kümmern braucht.  
Das Versäumte wäre wohl nachzuholen gewesen (— und es ist ja 1860  
vollständig nachgeholt!).

2. Es unterliegt einigen Bedenken, zuzugeben, daß die Kirche ledig-  
lich nach Westen hin orientiert gewesen ist, es könnte auch schon gegen  
Osten hin ein Chorbau angelegt sein, dann war die Kirche von Anfang  
zweihörlig, wie so manche es wirklich sind.

3. Die Bogen unter der Treppe, deren Ursprünglichkeit nicht in  
Abrede steht, sind keineswegs bloß den frühesten Perioden unserer  
Baukunst eigen.

Das Ergebnis ist jedoch, bei merklichem Widerstreben, auch für  
Herrn Walbe wenigstens dies, daß auf genaue Datierung zu verzichten

sei. Dafür wird zur Begründung geltend gemacht, daß keine anderen Bauten zur Vergleichung herangezogen werden können. Querhäuser am westlichen Ende sind überhaupt nur an Stiftskirchen, an Domen, nachzuweisen. Doch ergibt sich der Schluß, daß die Remigiuskirche, der die umgekehrte Richtung nicht abzusprechen ist, zu einer Gruppe gehöre von „um 1000 entstandenen“ Kirchen mit dem westlichen Querhaus und daß sich am ersten St. Johann zu Mainz vergleichen lasse, welcher Bau um 900 zu datieren ist. „Es geht jedoch nicht an, die Kirche St. Remigii, die sich nach den Formen und der Technik nicht zeitlich festlegen läßt, früher zu datieren als St. Johann, weil es ausgeschlossen scheint, daß sie älter sei als die Kirchen in den zwei großen geistlichen Mittelpunkten Mainz und Fulda.“ Hier ist zu fragen: Weshalb soll denn das nicht angehen? Und was wissen wir überhaupt von Kirchen zu Mainz und Fulda? In der Buchonia zu Fulda gab es vor 744 noch keine, das ist gewiß, aber zu Mainz hat es Christen und demnach die Stätten der Verehrung Christi schon von den Zeiten der Römer her und dann weiter gegeben!

Albrecht Haupt, bald nach Veröffentlichung von Walbes Darlegungen in hohem Alter gestorben, hat keinen Anlaß mehr genommen, auf die Sache zurückzukommen. Wenn die Verhandlung in vorliegenden Erörterungen wieder aufgenommen ist, so ist es geschehen, weil die Frage nach der Einführung des Christentums in der Wetterau Klarheit und Übereinstimmung in bezug auf die Remigiuskirche unumgänglich fordert.

In ehrlichem Streben nach der Wahrheit hatte Herr Walbe seine neuen eingehenden Untersuchungen am Bau angestellt und deren Ergebnisse mitgeteilt. Man muß dafür dankbar sein. Eine Lücke erscheint allerdings noch unausgefüllt: die beiden vermauerten Portale am Westbau müßten eröffnet und untersucht werden. Namentlich das Portal, das in dem gegen Osten gerichteten Stück liegt, und dessen ganze sichtbare Umgebung den feinsten und saubersten Quaderbau zeigt, gibt lauter Rätsel auf, die zu lösen man verzweifelt. Es liegt auf der Hand, daß es aus der romanischen Zeit so stammt; Herrn Walbe ist der Gedanke gekommen, es müsse ein Rest, der einzig übrige des ursprünglichen Baues sein! Man kann durchaus nicht glauben, daß er an diesem Einfall festhalten werde. Er ist nicht verständlich.

Aber wir wagen uns jetzt selbst auf den schwankenden Boden der Konjekturen zu begeben, nicht ohne Vertrauen, der Wahrheit damit einen tüchtigen Schritt näher zu kommen.

Wir haben von der Remigiuskirche bis hier gehandelt als einer der vielen Pfarrkirchen, mit denen das Land zuerst bedacht worden ist. Es ist aber nicht ohne Bedenken, anzunehmen, daß dieser große und eigentümliche Bau, der nicht einmal in belebter Landschaft liegt, son-

dern fast verborgen in einem Winkel, dem Typus der ländlichen Pfarrkirchen entspreche. Er muß aus besonderem Anlasse errichtet sein, zu einem besonderen Zwecke bestimmt.

Treten wir noch einmal ins Innere, durchblicken es von Osten her! Die Gestaltung wird beherrscht und bestimmt von der Empore im Querhause. Ist diese vergittert gegen das Laienvolk im Schiffe, so haben wir die typische Nonnenkirche vor uns.

Wir werden dabei sofort erinnert daran, daß die Kirche dem Kloster der Zisterzienserinnen auf dem Haag 1265 geschenkt worden ist, das sich aber schon 1274 entschlossen hat, sich nach Marienborn zu verlegen. Zur Übersiedelung kann es sich nur nach längeren Erwägungen entschieden haben. Im Jahre 1341 ward dann die Büdinger Kirche dem Kloster förmlich zum Eigentum mit ihren reichen Besitzungen. Wenn der Bau der Empore, wie er jetzt steht, wesentlich der Zeit der Gotik beigemessen werden muß, und wenn wir wissen, daß den Nonnen auf dem Haag der Aufenthalt wegen des Mangels an Wasser schnell unerträglich geworden war, das Kloster zu Marienborn aber erst 1286 beziehbar ward, so liegt die Annahme nicht fern, es sei die Übersiedelung hierher betrieben, und sogar eine Zeit lang Tatsache gewesen. Auch die Spuren eines niederen Längsbaus an der Nordseite des Langschiffes bedürfen durchaus einer Erklärung.

Doch das gehört zwar zur Geschichte der Kirche, es gibt aber keinen Aufschluß über ihre Vorzeit, nach dem wir doch fragen. Da haben wir wieder die Empore zu bedenken, deren Anlage ja unzertrennlich ist von der des ersten Baus selber. Es kann nicht anders sein, als daß hier schon zuerst für einen Aufenthalt der Kleriker gesorgt gewesen ist. Also ist das Ganze aufgeführt, um als Kirche eines Klosters zu dienen. Von diesem wissen wir weiter nichts; es ist entweder nicht zustande gekommen oder bald erloschen. Aber der Pfaffenwald ist Besitz eines Klosters gewesen!

Und so bestimmt sich die Zeit des Ursprunges nun doch etwas genauer. Zu einer gewissen Zeit, im 8. Jahrhundert, lag die Errichtung von Klöstern, Sammlungen von Klerikern, geradezu in der Luft. Wenn nach der Einführung des Christentums der Bedarf an Pfarrkirchen gedeckt war, ist überall das Streben eingetreten, den Klerus in klösterlichen Vereinigungen zu sammeln. Eine solche hat Bonifazius sogleich 722 zu Amöneburg eingerichtet und später ausgebildet; schnell nachher ist von ihm das Kloster Fulda angelegt (744); es folgte Hersfeld 775, von anderen Stiftungen hier zu schweigen. Lorsch bei Worms ist von 763.

So läßt sich die Remigiuskirche doch, für eine gewöhnliche Landkirche ungeeignet, nach ihrer Anlage mit einer Dom- oder Stiftskirche vergleichen, aufgeführt im 8. Jahrhundert, und Herrn Walbes Hinweis erhält darin eine schöne Stützung. Wir gewinnen eine Datierung zwar

nicht in die Zeit der allerersten Kirchengründungen, aber eine genauere fast sichere ins achte Jahrhundert, noch vor Karls des Großen Antritt, und S. Remigii erhält gebührenden und gesicherten Platz in der Kirchen- und Kunstgeschichte des großen Vaterlandes. Weder zu Amöneburg, noch zu Büraburg, Fulda, Lorsch stehen die Bauten noch, und kein Dom ist ungestört erhalten, St. Remigii steht noch heute in kaum beeinträchtigter Ursprünglichkeit und wartet darauf, daß man sie von der Verunehrung befreie, die ihr durch die Verunstaltung der Decke angetan worden ist.

Abgeschlossen im Heumond 1933.

---